

(Nachdruck verboten.)

227

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Delabeau, der fühlte, daß die Stille drückend wurde, sagte endlich:

„Ein gefährlicher Mensch, dieser Lange. Der Hauptmann hat recht; halten Sie ihn fest, da Sie ihn einmal haben!“

Aber der Präsident Gaume schüttelte den Kopf und erwiderte in seiner kalten, strengen Art, ohne daß man hätte sagen können, was hinter dieser professionellen Undurchbringlichkeit sich barg:

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß der Untersuchungsrichter diesen Mann nach einem einfachen Verhör auf meinen Rat heute morgen erlassen hat.“

Säute Ausrufe ertönten, welche eine wirkliche Furcht unter scherzhafter Uebertreibung verbargen:

„O Herr Präsident, Sie wollen uns also alle ermorden lassen?“

Gaume erwiderte bloß mit einer leichten Handbewegung, welche sehr viel besagen konnte. Die Klugheit gebot allerdings, daß man nicht durch einen Aufsehen erregenden Prozeß mißberlegt hinausgerufenen Worten eine Bedeutung und Verbreitung verleihe, durch welche sie erst recht verderblich auf die Gemüter wirken konnten.

Jollivet war verstummt und biß sich auf den Schmeibart; er wollte seinem künftigen Schwiegervater nicht offen widersprechen. Aber der Unterpräfekt Châtelard, der sich bis jetzt begnügt hatte, mit dem lebenswürdigen Lächeln eines Menschen, der alles hinter sich hat, zuzuhören, sagte nun lebhaft:

„Wie gut begreife ich Sie, Herr Präsident. Sie haben da im Sinne ausgezeichneter politischer Klugheit gehandelt. Nein, meine Herrschaften, der Geist der Massen ist in Beauclair nicht schlechter als anderwärts. Derselbe Geist ist überall zu finden, man muß sich ihm eben anbequemen, und das Beste ist noch, den gegenwärtigen Zustand der Dinge so lange als möglich aufrecht zu erhalten, denn es scheint mir zweifellos, daß, wenn es einmal anders wird, es schlimmer wird.“

Lucas glaubte einen leichten überlegenen Spott im Ton des ehemaligen Pariser Lebemanns zu hören, den die geheime Angst dieser Spießbürger belustigen mochte. Die ganze praktische Politik Châtelards war übrigens in diesem einen Wort zusammengefaßt: vollkommene heitere Indifferenz, gleichviel welches Ministerium gerade an der Macht war. Die alte Regierungsmaschinerie ging so kraft des ihr innewohnenden Beharrungsvermögens weiter, kreischte, stieß und klapperte und würde aus dem Gefüge gehen und in Staub verfallen, sobald die neue Gesellschaftsordnung da war. Wenn die Komödie aus ist, fällt der Vorhang, pflegte er lachend in vertrautem Kreise zu sagen. Der Karren rollte weiter, weil er im Schwung war; aber beim ersten ernstlichen Anprall ging alles in Trümmer. Und alle die vergeblichen Anstrengungen, die man machte, um die alte Baracke noch zu stützen, die schwächlichen Neuerungen, die man einführte, die nutzlosen Gesetze, die man erließ, ohne es auch nur zu wagen, die alten anzuwenden, das wilde Sichvordrängen der Eitelkeiten aller und einzelner, das Wüten und Loben der Parteien, alles das beschleunigte und verschlimmerte nur den Todeskampf der heutigen Gesellschaft. An jedem neuen Tage wunderte sich das herrschende System, daß es noch nicht gestürzt war, und sagte sich, daß es morgen sicher stürzen würde. Und er, der kein Dummkopf war, richtete sich darauf ein, so lange zu dauern, als das System dauerte. Gemäßigter Republikaner, wie sich das gebührte, vertrat er die Regierung gerade nur in dem erforderlichen Maße, um seinen Posten zu behalten, that nur das Nötigste und wollte vor allen Dingen mit den seiner Fürsorge anvertrauten Staatsbürgern in Frieden leben. Und wenn dann einmal alles zusammenstürzte, so gedachte er sein Möglichstes zu thun, um nicht unter den Trümmern erschlagen zu werden.

„Sie sehen ja,“ schloß er, „daß dieser unglückliche Streit, der uns alle so sehr beunruhigte, auf die schönste Weise zu Ende gekommen ist.“

Gourier, der Bürgermeister, besaß nicht die ironische Philosophie des Unterpräfekten, und obgleich beide stets in allen Dingen einig waren, was die Verwaltung der Stadt so sehr erleichterte, konnte er nicht umhin zu protestieren.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, verehrtester Freund, zu viel Konzessionen würden uns zu weit führen. Ich kenne die Arbeiter, ich liebe sie, ich bin ein alter Republikaner, ein Demokrat vom alten Schlag. Aber wenn ich auch den Arbeitern das Recht zuerkenne, ihr Los zu verbessern, so werde ich nie aufhören, die grundstürzenden Theorien der Kollektivistin zu bekämpfen, die einfach das Ende jeder zivilisierten Gemeinschaft bedeuten würden.“

Und in seiner tiefen Stimme zitterte noch die überstandene Angst nach, die Empörung des bedrohten Bürgers, das tiefgewurzelte Bedürfnis nach Repression, das sich damals in dem Begehren geäußert hatte, das Militär herbeizurufen, um die Streikenden mit Flintenschüssen zur Arbeit zurückzutreiben.

„Ich habe in meiner Fabrik alles Mögliche für die Arbeiter gethan: Hilfskassen, Pensionskassen, billige Wohnungen, alle erdenklichen Wohlthaten. Was also noch? Was wollen sie mehr? Das wäre ja das Ende der Welt, nicht wahr, Monsieur Delabeau?“

Der Direktor der Stahlwerke hatte sich bis jetzt darauf beschränkt, mit gesundem Appetit zu essen und zuzuhören, ohne sich in das Gespräch zu mengen.

„O, das Ende der Welt!“ sagte er mit seiner ruhigen Festigkeit. „Ich will hoffen, daß wir die Welt nicht zu Grunde gehen lassen werden, ohne ein wenig für ihren Fortbestand zu kämpfen. Ich bin der Ansicht des Herrn Unterpräfekten, der Streit ist in sehr zufriedenstellender Weise beendet. Und ich habe sogar eine sehr gute Neuigkeit: Boumaire, der Kollektivist, Sie wissen ja, der Räubersführer, den ich wieder aufzunehmen gezwungen war, der hat sich selbst justifiziert und gestern nacht die Werke verlassen. Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter, aber ein überpanneter Kopf, eingefährlicher Schwärmer. Ja, ja, die Schwärmerei, die bringt den Menschen ins Verderben!“

Er war bestrebt, sich in seinen weiteren Reden als billig denkender, gerechter Mann zu zeigen. Jedermann habe das Recht, seine Interessen zu vertreten. Die Arbeiter hätten, indem sie in den Ausstand traten, geglaubt, die ihrigen zu verfechten. Er, der Direktor der Werke, verfechte die Interessen des Kapitals, des Fundus, des Besitzes, den man ihm anvertraut habe. Und er sei sogar geneigt, hier einige Nachsicht walten zu lassen, da er sich als der Stärkere fühle. Seine einzige Pflicht sei, das Bestehende zu erhalten, die Fortdauer des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie die Weisheit der Erfahrung es allmählich gestaltet habe, zu sichern. Das sei der einzige feste Grund und Boden, und alles, was diesen verlasse, sei verderbliche Schwärmerei, wie dieser Kollektivismus zum Beispiel, der, in die Wirklichkeit übertragen, die fürchterlichste Katastrophe herbeiführen würde. Er sprach auch von den Gewerkschaften, die er unerbittlich bekämpfte, da er in ihnen einen mächtigen Kriegsmechanismus spürte. Und wenn er schließlich triumphierend von der Beendigung des Kampfs sprach, so that er dies lediglich als fleißiger Arbeiter, als guter Verwalter, der glücklich war, daß der Streit nicht mehr Schaden angerichtet hatte und nicht zur Katastrophe geworden war, die ihn verhindert hätte, dieses Jahr die Verpflichtungen zu erfüllen, die er gegen seinen Vetter übernommen hatte.

Die beiden Diener trugen eben gebratene Rebhühner auf und der Kutscher, der für die Weine zu sorgen hatte, schenkte Saint-Emilion ein.

„Du kannst mir also bestimmt versichern,“ sagte Boisgelin, „daß wir noch nicht zu Kartoffelnahrung verurteilt sind und daß wir ohne Gewissensbisse einen von diesen Rebhühnflügeln essen dürfen?“

Dieser Scherz, den man ungemein geistreich fand, entfestelte allgemeines, lebhaftes Gelächter.

„Ich versichere es Dir,“ erwiderte Delabeau, ebenfalls lachend. „Schlase und isß nur ruhig, die Revolution, die

Dein Einkommen vernichten wird, steht noch nicht vor der Thür.“

Lucas saß schweigend, während sein Herz höher schlug. So sah sie aus, die Lohnsklaverei, die die Arbeit der andern ausbeutete. Das Kapital streckte fünf Frank vor, ließ den Arbeiter sieben daraus machen und verbrauchte den Ueberschuß von zwei Frank. Delaveau arbeitete wenigstens, setzte seine Geistes- und Körperkraft ein; aber dieser Boiskgelin, der nie das geringste geleistet hatte, mit welchem Rechte lebte er, genoß er inmitten eines solchen Luxus? Lebhaften Eindruck machte auf Lucas auch die Haltung seiner Nachbarin, der schönen Fernande, die mit großem Anteil diesem für Frauen so wenig interessanten Gespräch folgte, während man ihr die freudige Erregung ansah über die Niederlage der Arbeiter, über den Sieg des Gelds, das sie mit ihren weißen Raubtierzähnen so gierig zerbiß und verschlang. Ihre roten Lippen öffneten sich leicht und ließen diese ihre spitzen Zähne in einem Lächeln raffinierter Grausamkeit sehen, als ob sie endlich ihren Vergeltungs- und Schadensgelüsten Genüge gethan hätte, wie sie so gegenüber dieser sanften Frau saß, die sie betrog, zwischen ihrem eleganten Geliebten, den sie beherrschte, und ihrem blinden Gatten, der ihr die künftigen Millionen erwarb. Sie schien berauscht von Blumenduft, Wein und Tafelgenüssen, berauscht besonders von der geheimen Wonne, ihre strahlende Schönheit als Werkzeug der Zerstörung und des Verderbens gebrauchen zu können.

„Giebt es denn nicht bald ein Wohlthätigkeitsfest auf der Präfektur?“ fragte Suzanne liebenswürdig, sich an Châtelard wendend. „Wie wär's, wenn wir nun von andren Dingen als von Politik redeten?“

Der galante Unterpräfekt stimmte ihr lebhaft bei.

„Selbstverständlich, selbstverständlich, das ist unverzeihlich von uns! Ich will alle Feste geben, die Sie wünschen, gnädige Frau!“

Die Konversation zersplitterte sich nunmehr, und jeder sprach von dem, was seinem Interesse zunächst lag. Der Abbé Marle hatte sich begnügt, einige Sätze Delaveaus mit leichtem zustimmendem Nicken zu begleiten; er trat mit großer Vorsicht auf in dieser Gesellschaft, die ihm peinliche Gefühle erweckte durch die Zügellosigkeit des Hausherrn, durch den Eklekticismus des Unterpräfekten und die offene Feindschaft des Bürgermeisters, der antiklerikale Ideen zur Schau trug. O, wie der Groll in ihm gärte, gegen diese Gemeinschaft, zu deren Unterstützung er berufen war, und die einem solchen Zusammenbruch zutrieb! Sein einziger Trost war die fromme Anhänglichkeit seiner Nachbarin, der schönen Leonore, die sich ausschließlich mit ihm besaßte und ihm liebenswürdige Worte sagte, während die andren diskutierten. Freilich, auch sie lebte in der Sünde, aber sie beichtete ihre Sünden. Und schon hörte er sie sich vor dem Tribunal des Beichtstuhls anklagen, sie habe an den Genüssen der Tafel zu viel Wohlgefallen gefunden und nicht minder an der Nachbarschaft ihres Freundes Châtelard, dessen Knie während des Mahls liebend an das ihrige gedrückt war. Ebenso hatte der gute Mazelle, der unbeachtet zwischen dem Präsidenten Gaume und dem Hauptmann Sollivet saß, den Mund nur geöffnet, um tüchtige Bissen hineinzustecken, die er langsam laute, damit er sich den Magen nicht verderbe. Politische Fragen interessierten ihn nicht mehr, seitdem er, laut seiner Reute, vor allen Stürmen geborgen war. Aber er war gezwungen, den Theorien des Hauptmanns ein aufmerksames Ohr zu leihen, der mit Eifer die Gelegenheit ergriff, sich einem so wohlwollenden Zuhörer gegenüber ganz auszusprechen. Die Armee sei die Schule der Nation, Frankreich könne, seiner unilgbaren Tradition nach, nur ein kriegerischer Staat sein, welcher erst an dem Tage sein Gleichgewicht wieder finden würde, wo er ganz Europa neuerdings erobert haben und mit dem Säbel beherrschen werde. Es ist Unsinn, den Militärdienst anzuklagen, daß er der Arbeit verderblich sei. Welcher Arbeit übrigens, wessen Arbeit? Was versteht man denn eigentlich darunter? Der Socialismus ist nichts andres als ein kolossaler Schwindel. Es wird immer Soldaten geben und, tiefer drunten, Leute, die die unangenehmen Geschäfte besorgen müssen. Den Säbel kann man wenigstens sehen, aber wer hat je die Idee gesehen, die vielgerühmte Idee, die angebliche Beherrscherin der Welt?

(Fortsetzung folgt.)

43]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Frix Mauthner.

Fräulein Reymond wehrte zweimal fast heftig mit der Hand ab.

„Da ist mein Drama . . .“

„Was ist damit? Bitte, erzählen Sie!“

Wir und ungeordnet drängte Bohrmanns unselfiger Zustand jetzt über seine Lippen, ihm selbst überraschend. Wie er weiter sprach, schienen ihm die Worte, die er fand, erst sein Gefühl zu offenbaren. Seinen Glauben wollte er wieder haben! Seinen Kinderglauben und seinen Glauben an die Menschheit! Der Kreis, in welchen ihn die Fremde hineingezogen hatte, nahm ihm beides. Er ballte die Fäuste, während er in undeutlichen Andeutungen zu sagen versuchte, was er seit Weihnachten schrecklich Schönes erlebt hatte.

Fräulein Reymond machte wieder die abwehrende Bewegung; es war wie Ekel. Traurig flüsterte sie:

„Und doch ist es nicht das, was Sie jetzt drückt. Das war eine Lehrzeit. Sie sollen nicht bedauern, sie durchgemacht zu haben. Wenn es nur wirklich vorbei wäre. Ich glaub's nicht . . . Was ist mit Ihrem Drama?“

Wieder erzählte Bohrmann wirr und unsicher: wie sich ihm jetzt die Fäustsprache der fremden Frau darstellte, und der Handel mit Pantinger und nun gar die Aenderung des Stücks. Es sei ihm beinahe, als ob er nicht einwilligen sollte, als ob er niemals hätte einwilligen sollen. Nicht um der fremden Frau willen, nicht um des Mammons willen und auch jetzt nicht — leise sagte er es — aus weltlicher Eitelkeit.

„Ich vertraue,“ sagte Fräulein Reymond, „daß Sie keine Sünde wider den heiligen Geist begehen werden. Es wäre die einzige, die ich nicht . . . Was bin aber ich?“

„Lassen Sie mich Ihre Hand daraufhin fassen, daß ich die Sünde wider den heiligen Geist nicht begehen werde.“

Da klingelte es, und Lenchen kam im Hemd hereingesprungen.

„Warum schläfst Du nicht, mein Kind?“ fragte Bohrmann erschreckt. „Ist Siegfried nicht wohl?“

„Du mußt gleich hinüberkommen, Papa . . . wenn Fräulein Reymond es Dir erlaubt. Mascha ist da. Sie hat einen wundervollen Regemmantel an.“

Es gab Bohrmann einen Kuck. Aber er sagte sich und antwortete:

„Frau Jose, willst Du sagen.“

„Na ja. Aber warum soll ich nicht Mascha sagen? Du sagst jetzt auch immer nur Mascha. Wahrhaftigen Gott, Fräulein Reymond, Papa sagt immer nur Mascha.“

Bohrmann ergriff die Hand der Schauspielerin. Das arme Mädchen erschien ihm jetzt entsetzlich bleich und traurig.

„Ich achte Sie hoch, Fräulein Reymond. Ich achte kein Weib wie Sie, Fräulein Reymond. Haben Sie nur immer Vertrauen zu mir. Ich muß jetzt . . .“

Er ging mit Lenchen an der Hand in seine Wohnung zurück. Mascha empfing ihn ganz unbesungen.

„Ihre Frau ist wie gewöhnlich mit dem Direktor ausgegangen? Es war gut, daß Lenchen nicht schlief. Sie ist übrigens merkwürdig entwickelt für ihr Alter.“

Lenchen hatte sich an Mascha herangedrängt und streichelte ihr die Hand.

„Darf ich aufbleiben?“

Bohrmann schickte sie wieder ins Bett zurück.

„Das hilft nichts,“ sagte Mascha lachend. „Solche Kinder laufen immer.“

„O nicht doch,“ sagte Bohrmann.

Es war ihm nicht recht, daß Mascha zu so später Stunde gekommen war, da sie ihn allein glauben mußte; es war ihm nicht recht, daß sie seine Unterhaltung mit Fräulein Reymond unterbrochen hatte; aber dennoch hatte sich seiner eine wonnevolle Aufregung bemächtigt und ein leises Zittern. Freilich, sein gutes Gewissen war Mascha nicht, aber seine Göttin, seine Guldgöttin, und vielleicht . . . vielleicht brachte sie noch einmal den hohen Kausch zurück, den Kausch der Liebe und des Dichtertums.

Sie setzte sich aufs Sofa nieder, dort, wo Konrad in den wenigen Wochen schon den Sitz eingedrückt hatte.

Sie plauderte nicht in ihrer kindlichen Weise. Es lag eine gewisse Würdigkeit auf ihren Zügen; sie schien gealtert. Als ob sie — Bohrmann mußte an so häßliche Dinge denken — als ob sie sich nicht geschminkt hätte; oder als ob sie den lila Schleier abgenommen hätte. Unverschleiert, ungeschminkt sprach

sie jetzt mit ihm, als ob er . . . auch so einer gewesen wäre. Hans Bohrmann sei doch eigentlich ein ganz abscheulicher Heuchler. Früher als alle andern habe er die Zukunft Santingers voraus berechnet, habe sich mit ihm geeinigt und werde jetzt den Vorteil einstreichen. Es thue ihr zwar leid, daß sie ihn nicht mehr als ein Naturkind betrachten könne, aber eigentlich sei es so richtiger. Sie habe dabei was gelernt. Sie hätte früher nie geglaubt, daß ein Gemeindelehrer mit einer so prachtvollen Bauchwelle ein so gerissener Geschäftsmann wäre.

Er verstehe sie nicht, antwortete Bohrmann. Er habe diesem Herrn Santinger in einer Notlage alle seine Rechte verkauft. Und nach den Aenderungen, die man an dem Stücke vorgenommen habe, werde er einen starken Entschluß fassen.

Wieder wurde ihm jetzt froh ums Herz. Seine Aufregung legte sich, und wie im Traume glaubte er seinen guten Engel über sich zu erblicken, sein Gewissen, Fräulein Reymond.

Mascha blickte ihn neugierig an.

„Man weiß wirklich nicht, was man von Ihnen denken soll. Und daß Sie sich den Direktor bei Ihrer Frau gefallen lassen! Daß Sie zu der ganzen Geschichte schweigen! Soll ich da auch an Ihre Unschuld glauben?“

Bohrmann verstand nicht, es stieg ihm nur etwas wie Bohn oder Scham heiß ins Gesicht empor.

Da knackte es an der Thür. Mascha rief:

„Wenn Du nicht gleich zu Bett gehst, Du freche Göre, so setzt es Reile!“

„Sehen Sie, Sie können noch rot werden. . . Und dann werden Sie doch auch nicht leugnen, daß die Reymond Ihre Geliebte ist?“

Bohrmann schreckte auf, dann lächelte er. Also . . . Mascha war eifersüchtig. Nun klärte sich vielleicht alles auf. Von Eifersucht wußte er auch etwas zu erzählen. Eifersucht gab häßliche Gedanken ein. Darum also hatte sie ihn gemieden, darum hatte sie eben abscheuliche Dinge über Hilde gesprochen, die er nicht verstehen wollte, die ihn aber trotzdem nicht in Ruhe ließen.

„Nein,“ sagte er ruhig. „Sie thun dem Fräulein Reymond unrecht. Wer so glücklich war . . . eine Guldgöttin . . .“

Er stand dicht vor Mascha. Sie griff nach seinen beiden Händen und schaute ihm aufmerksam ins Gesicht.

„Hänschen, Hänschen! Am Ende sind Sie wirklich der reine Thor! Sie glauben gar nicht, wie oft ich deshalb an Sie denken mußte.“

Bohrmann stürzte auf die Knie.

„Nicht rein! Nein sind wir ja nicht!“

Leise und immer leiser — während Mascha warnend nach der Thür blickte — stammelte er von seiner Sehnsucht und den Bildern, die seine Sehnsucht ihm vormalte. Jedes höre Wort berückete er ihr, das er von ihren Freunden über sie gehört hatte, seine Zweifel und seine Verzweiflung, seine Leiden und seine Gewissensqualen.

Langsam hatte sich unter seinen Worten Mascha verwandelt. Die Müdigkeit schwand und der Zug von Alter. So pflegte sie auszusehen, wenn ihre geistige Liebe sich in eine irdische verwandelte. Sie kniff die Augen ein und neigte die Lippen mit dem roten Zünglein. Seine Hände hatte sie nicht losgelassen; sie lehnte sich zurück und flüsterte:

„Küsse mich! Komm!“

Da sprang er auf und ließ ihre Hände los. Es war still in der Stube. Er hörte seinen eigenen Atem und glaubte hinter den Thüren atmen zu hören.

Verzweifelt fuhr er sich über die Stirn und flüsterte:

„Mascha, was willst Du aus mir machen? Hinter dieser dünnen Bretterwand schlafen die Kinder.“

Und er hätte hinzufügen mögen: und nebeuan weint Fräulein Reymond.

Mascha blieb in ihrer Stellung.

„Ich glaube an Dich,“ flüsterte sie. „Du wirst mich entschuldigen und entschuldigend, wie Deine Lippen mich immer entschuldigend haben. Komm, küsse mich! Habe doch Mitleid mit mir! Gerade weil . . . Du verstehst das nicht!“

„Kommen Sie zu sich, gnädige Frau,“ sagte Bohrmann leise mit gefalteten Händen. „Sie werden es mir danken, daß ich der Versuchung widerstand. Denn nie wieder hätte die Erinnerung an die unschuldigen Kinder Ihre Seele zur Ruhe kommen lassen. . .“

Mascha stand auf, als ob nichts geschehen wäre, und schraubte die Lampe höher.

„Sie sind ein braver Vater. Ich dachte auch an nichts Böses, als ich herkam, erst wie Sie wieder so kindlich . . . ich kam eigentlich wegen Dracklin. . . Sie hören doch nicht auf die Klatschereien über ihn und mich? Es ist nichts als Güte und Freundschaft, was ich für ihn empfinde . . . Er hat heute endlich die Rolle des Königs Salomo zugeschickt bekommen. Da ist im vierten Akt die erste dramatische Scene . . . sagt er . . . und da hat die Königin von Saba das Schlußwort. Wer das Schlußwort hat, wird herausgerufen. Dracklin will das Schlußwort haben, und Sie müssen mir den Gefallen thun, da noch ein Duzend Verse anzufügen. Bitte, lieber Hans! . . . Das muß Ihnen doch eine Kleinigkeit sein.“

Bohrmann antwortete nicht gleich. Er fühlte die Verlockung, Mascha gegenüber sich als Dichter zu bewähren und vielleicht auch dem Santinger den Herrn zu zeigen, so oder so. Am Ende, das „Hohe Lied“ war doch sein Werk.

Da hörte er gedämpft die keisende Stimme von Frau Spindler. Er stellte sich das abgehärrte Gesicht von Fräulein Reymond deutlich vor und sagte:

„Nein, teuerste Frau Mascha. Mögen die andern aus meinem Werke machen, was sie wollen. Ich bin kein Handelsmann . . .“

Da unterbrach ihn Mascha. Er solle doch nicht jetzt noch den Naturburschen spielen. Sie durchschaue ihn ganz gut. Er sei auch nicht anders als alle. Ihre Sehnsucht nach einem Armenmenschen sei wieder einmal betrogen worden. Aber dumm machen lasse sie sich nicht. Mascha löse nicht! Auch er wolle ja nur irgendwo in der bunten Reihe seinen Platz finden. In Ostende habe er doch nur Schulden gemacht, um Vizzi zu schmiegeln und durch sie Reumann zu gewinnen; das Geschäft mit Santinger sei sehr klug gewesen; Hilde lasse er gewähren, um den betrunkenen Direktor für sich zu haben. Jetzt habe er sogar ihr selbst wieder den Leidenschaftlichen gespielt, trotzdem er doch sehe, daß ihr der Dracklin lieber sei . . . platonisch natürlich.

Da hörte man den Drücker im Schlüssellocke der Flurthür, und Hilde trat mit dem nassen Regenschirm in der Hand ein.

Bohrmann war der Unterbrechung eigentlich froh. Dennoch fragte er in einem Ton, den Hilde nicht an ihm kannte:

„So früh? Ist das Theater denn schon aus?“

„Das ist mir neu, daß Du spionierst . . . Guten Abend, gnädige Frau. Lassen Sie sich auch wieder einmal sehen? . . . Wir waren gar nicht im Theater . . . Es war schon wieder der Freischütz. Der wächst einem ja zum Halse heraus. Wir sind spazieren gegangen.“

„Bei diesem Wetter?“ fragte Bohrmann, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme aus ihm heraus gefragt. Eine Pause folgte. Dann legte Hilde ruhig ihren großen Hut auf den Tisch und sagte:

„Geht's also endlich los? Fängst Du zu schimpfen an? . . . Um so schlimmer oder um so besser, wie Du willst. . . Na! . . . Frau Lise scheint ziemlich lange da gewesen zu sein?“

„Wir haben uns verplaudert,“ sagte Mascha lächelnd. „Das kann ja vorkommen. Aber ich muß jetzt fort. Mein armer Mann wird sonst ungeduldig. . . Das Kleidchen steht Ihnen wirklich ganz hübsch, Frau Hilde.“

„Herr Dracklin hat es jüngst entzückend gefunden, Frau Lise.“

„Nicht wahr, er ist ein reizender Mensch! Und so bescheiden.“

Mascha ging und duldete es nicht, daß Frau Hilde sie hinausbegleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Ma i.

Und alle lockeren Vögel singen wieder ihre verbottensten Lieder. Sie haben sich das unvernünftige Gewerbe immer noch nicht angewöhnt. Zwar aus Berlin hat man jetzt selbst die stummlosen Spagen von dem Asphalt geschneht, seitdem die Pferde vor den elektrischen Straßenbahnmitrallusen gestoben sind, und die delikaten Verdauungserzeugnisse der paar noch übriggebliebenen armen Schlachtrosse der Nachgötin der Keuschheit verfallen sind deren flüchtigen Wuscheln jeden Fall in flagranti ertappen und verschwinden lassen. Auch nisten in den Schornsteinen keine Drosseln und die Großstadt-Finken beschränken sich auf den verheerenden Firkelst des Lustigen Ehemanns vom Ueberbrettel, der zu einem wahren Raub- und Galgenvogel geworden

ist. Freilich auf der Leipziger Straße singen noch etliche Nachtigallen, aber es sind gebildete Nachtigallen, die das ganze Jahr über sich produzieren und nicht, wenn sie die unwillkürlichen Flitterwochen der leichtsinnigen Hochzeiterin hinter sich haben, mürrisch und müd verstummen; sie sitzen wohl geborgen unter einem Glasdach auf üppigen Palmen, haben statt des Rogens und des Herzens ein kleines niedliches Uhrwerk, und wenn man es aufzieht, schlüpfen sie prompt und solid wohl eine Stunde lang. Wertheim leistet für dreijähriges regelrechtes Schließen Garantie. Ich glaube, daß Eugen Richter, der das automatische Instrument dem von Menschenhand bedienten Klavier weit vorzieht, weil ersteres so schön hintereinander spielt, ohne zu stoden und fehl zu greifen — ich glaube, Eugen Richter wird auch die aufziehbaren, um acht Uhr abends pünktlich die Kehle schließenden Nachtigallen im Wintergarten des Bazar's den unzuverlässigen Störren der düftatmenden Mainächte vorziehen, da es von unrentabler schwärmender Jugendschmuck und unbekleideten Klüssen zwischen Personen schandbar verschiedenen Geschlechts allüberall weht und webt.

Aber wendet Ihr nur ein paar tausend Schritte daran, so kommt Ihr schnell in die Gefilde, da es noch Vögel giebt, die nach eigenem Lieben und Belieben und nicht auf Geheiß eines metallenen Räderwerks singen, die über alle Stachelbrahnzäune hinwegfliegen und wenn sie bei Kanne sind, led und ausgelassen aus den golden stimmernden Lüften selbst dem stolzen Ortschulzen und dem noch stolzeren Gendarmen einen weichen Gruß auf Hut und Helm hinabsenden. Und diese eine Respekts- und Autoritätsverletzung ist nur die natürliche Ausgeburt ihres ganzen ungeberdigen Wesens.

Ich habe nie begriffen, wie sich Geheimräte, Reservelieutenants, Fabrikbesitzer, Oberlehrer und Pastoren so eifrig um den Schutz der Singvögel bemühen mögen, obwohl diese dreifache Gesellschaft doch weder Bureaufstunden noch Polizeiverordnungen noch irgend ein Besitzrecht anerkennt. Ja, wenn sie noch Militärmärsche pfeifen, Heil dir im Siegerkranz schmettern, das Flottenlied zwitschern oder einen andächtigen Choral anstimmen würden! Aber die lasterbaste Brut spottet jeglichem Patriotismus, singt von Liebe, Kindern, Freiheit, Sonne, grünen Schoten und roten Kirichen. Und vor allem und am schlimmsten: Sie wissen so gar nichts vom Vaterland, sie fliegen unbekümmert über die Grenzsteine, die doch nach der umerwäglichen Weisheit der durch Unteroffiziere erzogenen Menschheit vom Schicksal als blutige Opfersteine gesetzt sind, auf denen die Nationen sich die Hälse abschneiden und die Leiber kunstvoll durchlöchern müssen.

Es giebt keine gemeingefährlichere Internationale als das Volk der Singvögel, die bei Deutschen, Franzosen, Russen, Briten, Chinesen und Generaländern gleichermaßen irriteren und revolutionär das weltgeschichtliche Gesetz nicht anerkennen, daß, wenn es dem Zeichner beliebt, auf der Landkarte einen grünen neben einen rosa Strich zu setzen, damit die strikte Anweisung gegeben ist, daß die im grünen den im rosa Gebiet hausenden Bürgern nach Möglichkeit interessante schwere und tödliche Knochenbrüche, Muskelzerfressungen und Aberrißse beibringen sollen. O, Ihr Geheimräte, Reservelieutenants, Fabrikbesitzer, Oberlehrer und Pastoren, laßt ab von dem gefährlichen Schutz der Singvögel. Ich sage Euch, sie sind Eure geschworenen Feinde und Verderber, die Eurer Herrlichkeit mit ihren entsetzlichen, über aller Ordnung und Sitte jubelnden Liedern den Savans machen werden, sintemalen wenn der Mai kommt. Das sind die unwiderstehlichen Verführer, sie locken und drängen, sie schaffen die Macht der Sehnsucht und die Sehnsucht der Macht, sie rufen zur Freiheit ins Freie, und die plumpen grausamen Grenzsteine, welche die Völker trennten und an einander heften, zerfallen vor ihren Liedern in Staub.

Als nach dem Ende des Sozialistengesetzes die zukunftsbedauerte Arbeiterschaft der Welt zum erstenmal ihren Maitag feierte, da ging ein Entsetzen durch die Cirkel der Herrschenden. Das schlechte Gewissen überfiel die Mächtigen, die bange Erkenntnis, daß diese ungezählten Massen natürlich an physischer, moralischer und geistiger Kraft unendlich den paar Bevorzugten überlegen seien, die von der Gnade gesellschaftlicher Willkür leben. Wie wenn wirklich diese unheimlichen Proletarier zum Bewußtsein ihrer unüberwindlichen Stärke gelangten, wenn der Mai, dessen Beginn sie zu ihrem Hoffungsfest wählten, auch in ihren Adern und ihren Herzen aufblühte und in drängender Triebkraft angestimmtes junges flügelweites Begehren ausbrausen ließe! Würden nicht wirklich eines Tags alle Acker rasten, auf den Feldern der Grundherren die Ernte verfaulen und kein Haus mehr empor wachsen? Würde nicht dann all die Herrlichkeit der Herren zusammen, denen die Arbeit der andern ein Leben in Glanz und Fülle und Behagen schafft! Und dieser gefährliche Wahnsinn, just den ersten Mai zum Proletariatsfest zu erklären! Wer bürgt den Besitzenden dafür, daß der Frühlingszauber die für einen Tag selbstherrlich aus dem Joch Erlösten nicht völlig bethörte und sie überhaupt nicht mehr in die Sklaverei zurückkehrten, sondern daß sie die künstlich und listig gewundenen Banden mit einer Anspannung der sich redenden Muskeln zerrißen!

So nagte das schlechte Gewissen, so ängstigte das geheime Schwächegefühl. Und während freischer stürmischer Maimut in den Gemüthern der Proletarier sich erhob, besiel die Sklavendvögel mitten im lachenden Auftrieb des lichten Laubs und der leimenden Blüten düstere dumpfe Weltuntergangsstimmung. Aber — glücklicherweise — noch waren sie die Herren und sie würden von ihren Herren-rechten Gebrauch machen. Ihr Schreibetroß begann das Verbrechen des Maifestes zu beweisen, den Frevel, aus eigenem Recht Kontrakt-

bruch zu üben. Das Unternehmertum drohte mit der Verhängung des Hungers. Die Polizei rüstete sich gewaltig, als gelte es ein gekröntes Haupt zu überwachen, und in der Kaserne waren die Truppen konfiguriert, gewärtig, auf den ersten Wink die blühende Erde blutig zu färben.

Als aber die erste Maifeier vorüber war und weder ein Straßenkampf noch ein Generalsireit ausgebrochen, da wurden die Verängstigten wieder tapfer und ergötzten sich an allerlei Heldenthaten, mit den Chikanen, die ihnen ihre wirtschaftliche Hebermacht ermöglichte, die Teilnehmer an dem Fest des Völlerfrühlings zu quälen.

Seitdem ist über ein Jahrzehnt verflossen, und heuer jährt sich zum zwölftenmale das Fest der befreiten und befreiten Arbeit. Und da das Proletariat sich auch seinen Feiertag, wie sein Brot, unter schweren Opfern, in zähem Mut, besonnen und leidenschaftlich zugleich Schritt für Schritt extrogen mußte, da nicht plötzlich mit einem Male alles erreicht und gestaltet werden konnte, wie es ursprünglich geplant war, wurden die Föderalisten der Sklavenhalter anders unterwiesen, und nun pfeifen sie Spottlieder statt der schredenden, drohenden Trutzgesänge und höhnten über die roten Landpartien und das revolutionäre Kaffeeloch. Dabei vergaßen ihre Auftragsgeber trotzdem nicht, über die Feiernden Jahr für Jahr das wirtschaftliche Standrecht zu erklären und harte Bußen ihnen aufzuerlegen für die Luthat, daß sie sich ein paar helle Stunden der Freude und der Zursicht gönnten. Es muß also wohl doch eitel Heuchelei sein, wenn die Zeitungen des Unternehmertums das Maifest als einen neuen harmlosen blauen Montag verunglimpfen, dem kein tieferer Sinn und keine edlere Weiße innewohne. Denn dann wäre die schwere Abhandlung des unschuldigen blauen Montagsvergügens eine sinnlose wahrwichtige Grausamkeit.

Aber es ist den Herrschenden auch wirklich gar nicht so leicht zu Mut, wie ihre Schreiber lägen. So sehr sie es leugnen, vor sich und uns, sie können sich selbst nicht entziehen der geheimnisvollen Macht des Idealfestes des Proletariats, das keine Ländergrenzen kennt. Mag immer man von Landpartien und Kaffeelochern wehnd schwachen, diese Frühlingsfahrten in die freie Natur sind in der That gefährlich für die Aneignier der Arbeit. In der Freiheit der Natur erwacht das Selbstbewußtsein der Begeugten, wächst das Kraftgefühl der im Gleichmaß endlosen Frohdienstes Ermatteten. Der Menschenstolz erhebt sich ungestüm, und sie empfinden wieder voll und glühend, was allen Sterblichen dieses reiche Leben zu spenden vermöchte, wenn es nicht zertreten würde unter den plumpen Füßen der Gewalt. Die Seelen, die im Dunst und Lärm der Arbeitsstätte erschlafften, erquicken sich wunderbar und berauschen sich an dem Gebild der befreiten und gereinten gleichen Menschheit.

Hütel Euch, Gefahren drohen Euch von jedem sprühenden Blatt, von jeder sich öffnenden Blüte, von den Käpchen der Weiden, dem Sonnenpiel auf den Waldseen, und vor allem von den freien Liedern der Vögel in den Lüften. Sie lehren uns alle die Schönheit der Welt und das Recht der Gesamtheit auf diese Schönheit. Diese Landpartien am ersten Mai sind wirklich geheime Revolutionen, und Ihr seid so machtlos sie zu hemmen und zu erwürgen, wie Ihr nicht mit allen Euren Bajonetten, Kanonen und Geldsäcken diesen unbotmäßigen ersten Mai einzufangen vermögt. Zwar unzählige Menschen könnt Ihr zum Tode, zum Hunger und zur Not verurteilen, Ihr könnt Strafexpeditionen rüsten, Leichenselder schaffen, friedliche Dörfer einschütern — aber eines könnt Ihr nicht: der erste Mai ist unerreicher Eurer Gewalt, Ihr tötet nicht sein Licht und brecht nicht seine Blüten.

Uns aber singen die Vögel wieder die verbotensien Lieder, auch eine uralte Weise mit verjüngtem Sinn:

Wohl kommt der Mai
mit mancherlei
der Blinsein zart,
nach seiner Art,
erquidet das
verdorrten was
durch Winters Gewalt,
Deß freu' ich mich ganz mannhalt.

Al's, das da lebt
sich jetzt erhebt;
des Vogels Sang,
welcher so lang
verschwiegen was,
auch Laub und Gras
das grumet schon:
deshalb ich auch mit trauern kann.

Und sonderlich
erfren ich mich
heimlichen des,
ich weiß wohl weß
darvon man nit
viel sunder spricht
noch sagen soll:
Will uns Glück wohl, so geht's uns wohl.
Joc.